Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 108. Bromberg, den 1. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(4. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

7. Kapitel.

Auf dem alten Hamburger Klostertor-Bahnhof fuhr zischend und stampfend ein Zug ein. Türen wurden aufgerissen und mit großer Wucht wieder zugeworfen. Der Ruf nach dem Gepäckträger ertönte in allen Stimmalgen; stürmische Begrüßungen und tränenreicher Abschied wechselten vor den verschiedenen Abteilen, bis der Zug sich wieder langsam in Bewegung setzte und hoheitsvoll an Schutthaufen und halbverfallenen Mauern vorüber seinem nächsten Ziel entgegenrollte.

Durch das schon fast baufällige, niedrige Bahnhofsgebäude drängte sich die Flut der Neuangekommenen in eiliger Hast. Als eine der letzten ging Christine Berthold durch die Sperre und stand nun mit ihrer kleinen Reisetasche in der Hand ziemlich ratlos auf dem rußigen, häßlichen Bahnhofsplatz. — Sie war also nun in Hamburg — der Märchenstadt ihrer Kindheit! Christine blickte in maßlosem Staunen auf die großen und kleinen düsteren Häuser, die über und über mit Kohlenstaub bedeckt, so gar nichts Märchenhaftes an sich hatten. Die Eingänge dieser Häuser glichen unheimlichen Höhlen, hinter denen meist ein finsterer Hof lag, auf dem aller Schmutz und aller Unrat der Hausbewohner zu lagern schien. Schaudernd eilte Christine an den Häusern vorüber. Von all der Schönheit ihrer Kinderträume, in denen diese Stadt eine so große Rolle gespielt hatte, war nichts zu sehen. Enttäuscht schritt sie über den Platz und bog schnellen Schrittes aufs Geratewohl in die erste Straße ein, die nach der inneren Stadt führte. Ein paar verwegen aussehende Burschen versperrten fast den Eingang zu der schmalen Straße. Rasch huschte sie an ihnen vorüber. Sie hatte bemerkt, daß zwei davon sich von der Gruppe losgelöst hatten und ihr nun folgten. Je weiter sie ging, desto verdächtiger wurde ihr diese Straße. Aus jedem Haus tönte Musik, und kleine, schmutzige Kinder tanzten auf dem schmalen Fußweg dazu, während ihre Mütter mit blassen, elenden Gesichtern träge daneben standen, meist noch einige Kinder an sich hängend. Was war das nur für eine entsetzliche Straße? Am liebsten wäre sie wieder umgekehrt; aber um keinen Preis wäre sie nochmals an jenen Burschen vorbeigegangen, die in einiger Entfernung hinter ihr herkamen. Voller Angst blickte sie die Straße entlang, als erwarte sie von irgendeiner Stelle Hilfe aus dieser Bedrängnis. Aus den Häusern klang Schreien und Lärmen; betrunkene Männer stolperten mit stumpfen, vertierten Gesichtern an ihr vorüber; Gruppen von lichtscheuem Gesindel standen in den tieferliegenden Häusernischen. Dort tastete sich eine Frau mit wirrem, grauem Haar und verschwommenen Augen in dem gedunsenen Gesicht unsicher eine Kellertreppe hinab. Als die Alte die Türe des tief liegenden Kellerlokals öffnete, drang Christine eine dumpfe, unheimliche Musik entgegen, so, als kämen diese Klänge unheilverkündend von ganz weit her. Und ein wahres Entsetzen kam über sie, als sie wüstes Schreien, untermischt mit schrillem Pfeifen, dazu vernahm. Da schloß sich die Türe gleich wieder hinter der Betrunkenen, und alles war verrauscht wie ein böser Spuk. Der Keller lag wieder in dumpfer Ruhe.

Nahm denn diese furchtbare Straße gar kein Ende? Christine lief wie gehetzt und wäre beinahe über den Fuß eines Burschen gefallen, den dieser ihr absichtlich gestellt hatte, um sie dann auffangen zu können. Sie blickte in ein freches, lasterhaftes Gesicht, das von einer breiten Narbe entstellt war, und aus dem ein Paar stechende, rotunterlaufene Augen sie unverschämt anlächelten.

„Lassen Sie mich los!" schrie Christine entsetzt auf und hob ihre Reisetasche wie zum Schlag. —

Da tauchten um die Ecke die Helme zweier Schutzleute auf, und im selben Augenblick war der junge Mensch wie von der Erde verschwunden.

Fast besinnungslos vor Angst stand Christine jetzt vor den beiden Schutzleuten. „Um Gottes willen, helfen Sie mir! Ich weiß nicht, wohin ich hier geraten bin. Ich komme von der Bahn und will mir in der Stadt Wohnung suchen. Sind denn hier alle Straßen so schrecklich wie diese?" flüsterte sie, scheu um sich blickend.

Die beiden großen Männer sahen lächelnd auf das vor Erregung zitternde Mädchen, und der eine sagte: „Die Niedernstraße ist wohl einzig in ihrer Art. Sie sind eben gleich in Hamburgs schlimmste Gegend gekommen. — Wohin wollen Sie denn? Wir werden Sie aus der Straße herausbringen, damit Sie nicht nochmals belästigt werden."

Christine sagte nun, daß sie bei der Firma Döhlen in der Ferdinandstraße angestellt sei und auch dort in der Nähe wohnen möchte. Dann strebte sie an der Seite der beiden Männer eilig weiter. Nur aus dieser abscheulichen Straße heraus — dachte sie und wußte nichts mehr von all den Wunderdingen, mit denen ihre kindliche Phantasie einst die Stadt ausgestattet hatte. So groß war ihre Enttäuschung!

Da stockte mit einem Male ihr Fuß, und kaum vermochte sie einen leisen Ausruf des Erstaunens zu unterdrücken. — Ein Trupp Schiffsvolk aus aller Herren Länder war neben ihr aus einer Kneipe herausgekommen, und ein seltsames Sprachengewirr von den Lippen dieser schwarzen, braunen und gelben Menschen klang an ihr Ohr. — Blitzartig tauchte da ihre Erinnerung an jenen Abend auf, da sie das erstemal von Hamburg hörte. — Sie war also doch in dieser Stadt, von der aus die weite Welt da draußen ihren Anfang nahm.

„So, nun sind Sie außer Gefahr", sagten die beiden Schutzleute. „Dort, am Ende der Straße, sehen Sie das Rathaus. Da kann Ihnen jeder weiter Bescheid sagen."

Wie erlöst stand Christine auf der breiten Straße. Sie atmete mit vollen Zügen die kräftige Abendluft ein und fühlte, wie ihr allmählich der Mut wieder zurückkehrte, den sie da unten in der Straße so völlig eingebüßt zu haben glaubte. Sie sah nun die schon hellerleuchteten Läden mit den prächtigen Auslagen und verglich damit den kleinen Laden am Marktplatz daheim, der ihr bisher immer so besonders schön erschienen war. Ihre Gedanken irrten in die Heimat zurück. Der Abschied von der guten, alten Therese, die ihr tausend Ratschläge mit auf den Weg gab und dazwischen immer wieder geflüstert hatte: „. . . und führe uns nicht in Versuchung." schnürte ihr fast die Kehle zu, daß sie vorwärts starrte, um nicht den Tränen freien Lauf zu lassen. Dann Schwester Marianne, die allzeit Gütige, ja sie gab ihr keine Ratschläge mit, sie sagte nur: „Ich weiß, du wirst dir immer treu bleiben, kleine, starke Christine. Der liebe Gott sei mit dir!" Und alle anderen waren lieb und gut zu ihr gewesen. Nur Schwester Paula war kühl wie immer und hatte gesagt: „Nimm dich in acht vor dem Großstadtpflaster! Das ist heiß und mancher hat sich da schon die Füße verbrannt!"

Christine zog die Lippen zusammen bei der Erinnerung an Schwester Paula. „Pah — mag sie so reden. Sie mochte mich nie leiden — und ich sie auch nicht," gestand sie sich selbst

lächelnd ein. Jemand hatte noch Susi Peters erwähnt, und ob sie diese wohl besuchen werde. Da hatte sie nur abwehrend den Kopf geschüttelt.

„Susi ist ja doch wirklich auch in dieser Stadt,“ dachte Christine weiter, und ihr Herz zuckte für eine Sekunde freudig auf.

Im raschen Gehen war sie indessen an ihrem Ziele angelangt und hatte auch nach einigen vergeblichen Anfragen bald ein ihr zusagendes Unterkommen gefunden.

8. Kapitel.

Die Firma F. R. Döhlen u. Sohn betrieb einen großen Exporthandel nach Südamerika. Christine sollte die französische und spanische Korrespondenz führen und bekam Herzklopfen, als sie zum erstenmal das Geschäft betrat und die vielen Angestellten erblickte. Dann war aber doch alles nicht so schlimm gewesen, wie sie es sich vorgestellt hatte. Der Chef, ein noch junger Mann von stattlicher Größe und sehr elegantem Äußern, hatte sie sogar freundlich begrüßt und gleich dabehalten, um ihr etlige Briefe zu diktieren.

Christine dachte: „Aha — so will er mich prüfen. Gott bewahre, daß ich meine Sache schlecht mache!“

Während er sprach, rauchte er eine Zigarette nach der anderen und lief dabei im Zimmer auf und ab. Dabei beugte er sich auch manchmal über ihre Schulter, wie um das Stenogramm zu prüfen. „Daran kann er doch nichts erkennen“, dachte Christine, die wirren Zeichen überblickend. Dann kam der Prokurist Möller, ein älterer Mann, herein, und Christine konnte sich mit ihrer Arbeit zurückziehen.

Die folgenden Tage stellten gleich hohe Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit. Ein nach Brasilien abgehender Dampfer sollte eine große Warensendung mitnehmen, und sie hatte bis in den späten Abend hinein zu arbeiten. So war sie noch nicht dazu gekommen, einen Spaziergang durch die Stadt zu machen. Das wollte sie tun, sowie sich ihre Arbeitslast im Geschäft etwas verringern würde.

Ihre neue Tätigkeit erregte ihr Interesse, das sie allen kaufmännischen Dingen entgegenbrachte, und sie schien auch die Zufriedenheit ihres Chefs erworben zu haben; denn mit frohem Verwundern konnte Christine bemerken, wie Herr Döhlen mehr und mehr freundlich, ja für ihre rein persönlichen Angelegenheiten sogar interessiert wurde.

Während er im Zimmer auf- und abgehend von Waren-Agenten, Schiffsraten und Preissteigerungen diktierte, konnte er zwischendurch fragen: „Haben Sie noch Geschwister, Fräulein Berthold?“

„Nein, Herr Döhlen, ich stehe ganz allein in der Welt“, sagte Christine, und ihre ernsten Augen senkten sich sogleich wieder vor dem warmen Blick Döhlens.

Dann blieb es eine Weile still, er nahm seine lässige Wanderung wieder auf und diktierte in kühlerem Tone weiter von Reis und Textilwaren, Glaswaren und Taschenmessern, bis er wieder begann: „Da fühlen Sie sich wohl einsam, oder haben Sie hier Bekannte?“

Christine verneinte die Bekannten und ebenso, daß sie sich einsam fühlte; doch hielt sie den Blick gesenkt, sie wußte nicht, warum ihr vorhin das Blut so in die Wangen gestiegen war.

Da stand auch die schlanke Gestalt Döhlens dicht neben ihr und tat einen Blick auf das Geschriebene. Sie fühlte den diskreten Duft eines köstlichen Parfüms, der von ihm ausging und sich mit dem Zigarettenrauch vermengte. Es war ihr zumute, als schlössen diese Rauchringe sie wie mit Ketten zusammen, und sie wagte nicht, sich zu rühren, da sie den Kopf des Mannes dicht an dem ihren spürte.

Es klopfte, und ein junges Mädchen brachte einige Schriftstücke zur Unterschrift herein. — Wie erlöst atmete Christine auf und strich sich das Haar aus dem glühenden Gesicht. Das junge Mädchen an der Türe sah scharf nach ihr hin, und Christine bemerkte dies in einiger Verwirrung. Als sie später wieder ihren Platz im Hauptkontor einnahm, sah sie, wie dasselbe Mädchen in Flüsterton zu ihrer Nachbarin über sie redete, denn die Blicke der beiden streiften sie neugierig, wie vorsichtig tastende Hände.

An diesem Abend blieb sie nicht zu Hause. Es war eine ganz unbegreifliche Unruhe in ihr, und sie machte nun ihren ersten Spaziergang durch die Stadt.

In hellem Entzücken blieb sie an der Alster stehen, aber sie wagte nicht, allein eines der Dampfboote zu besteigen. Mit sehnsüchtigen Augen stand sie an der Haltestelle der Fähren. Einige junge Herren strichen um das schlanke, dunkle Mädchen herum, und einer hatte wohl etwas zu ihr gesagt. Doch sie schien ihn nicht einmal bemerkt zu haben, denn achtlos schritt sie an ihm vorüber und bog langsamen Schrittes in eine der gegenüberliegenden Straßen ein. Alles erregte hier ihre Bewunderung, von den Produkten aller Erdteile an, die wunderbar vereinigt in dem Schaufenster eines großen Delikatessengeschäftes lagen, bis zu den kostbaren blitzenden Geschmeiden eines vornehmen Juwelierladens.

Ganz selig ging sie weiter und betrachtete all die Herrlichkeiten mit staunenden Augen, wie ein Kind, das vor seinem reichgedeckten Weihnachtstisch steht.

Alle Unruhe war von ihr gewichen, sie ging fröhlich unter den Menschen einher und bedauerte zum ersten Male, daß sie keine Freundin oder sonst einen Menschen hier hatte, mit dem sie ihre Freude und ihre Eindrücke teilen konnte.

Auf dem Rückwege ging sie noch einmal an die nun im Abendlicht glitzernde Alster, auf der es von kleinen Segel- und Ruderbooten wimmelte, die hinausfuhren in das große Alsterbassin. Weiße Schwäne strichen in Scharen hinterher, und lachende weißgekleidete Gestalten warfen ihnen aus den Booten Futter zu. Manchmal trug der Wind die Töne einer Musikkapelle an Christinens Ohr, und dies alles steigerte ihre Freude an dem schönen Abend zu einem wahren Glücksempfinden.

Müde von der weichen Luft des warmen Maienabends kehrte Christine in ihr Heim zurück und brachte ein stilles Verwundern mit nach Hause, daß sie soviel Lust in sich spürte, fröhlich zu sein und zu lachen, wie sie es lange nicht mehr getan.

Am folgenden Sonntag fuhr sie mit ihrer Wirtin und deren fünfzehnjähriger Tochter auf der Elbe nach Teufelsbrücke. Dort wollten sie ihren Kaffee trinken und dann zu Fuß weiter nach dem elbaufwärts gelegenen Blankenese gehen.

Als Christine eben in den Garten der Konditorei einbiegen wollte, prallte sie fast mit einem jungen Herrn zusammen, der entschuldigend sogleich den Hut vor ihr zog. Seine scharfen hellen Augen blieben dabei sekundenlang auf Christinens schmalem Gesicht haften und schienen sich nur widerwillig von dem über und über errötenden Mädchen loszureißen. Sie wandte den Kopf und sah ihn neben einer eleganten jungen Dame in einem Dog-cart Platz nehmen, auf dessen Hintersitz ein Groom saß.

Noch einmal bog der junge Herr den Kopf seitwärts nach Christine, die wie erstarrt dastand und auf die junge Dame mit den blonden flattrigen Ringelhärchen blickte. Das gertenschlanke Mädchen trug ein elegantes graues Kostüm, und ein Veilchenstrauß steckte an ihrer Brust. Sie hatte eben die Zügel ergriffen, als ihr Begleiter neben ihr aufsprang und ihr ruhig dieselben aus der Hand nahm. Mit einer fast scheuen, demütigen Gebärde überließ diese dem jungen Mann die Zügel und bog sich in den Sitz zurück. Dabei glitt ihr Blick über die Vorübergehenden und streifte auch Christinens erblaßtes Gesicht. Doch gleichgültig irrten ihre Augen darüber hinweg, ein liebreizendes Lächeln flog um den hübschen, roten Mund, als sie sich plaudernd zu ihrem Begleiter neigte, der jetzt die Zügel straffzog und in wenigen Augenblicken wie eine Vision vor Christinens Augen entschwunden war.

Wie eine Traumwandlerin ging diese nun neben Frau Twesten, ihrer Wirtin, in das Restaurant hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Müde.

Skizze von Lotte Storch.

Es war so gar nichts weiter als ein sonnenbeschienener grüner Wiesenfleck zwischen einer mit Pappeln bestandenen Landstraße und einem breit und gemächlich dahinströmenden Flusse; und der alte Herr hatte gewiß auch, als er zu Haus sorgfältig seinen Mantel und Hut für den ersten Frühlingsausflug gebürstet und gerieben hatte, an eine andere Landschaft gedacht, die ihn zu einer Rast einladen würde, etwa an einen jungen Birkenwald oder die Wiese in einem alten Park, mit Anemonen bestreut. Aber er hatte seine Kräfte überschätzt, — eine ganze Weile schon fühlte er ein Ziehen am Herzen, eine Schwere in den Beinen. Es ging nicht weiter.

Verlegen lächelnd blieb er stehen. Mit unbeholfenen, schnellen Schrittchen stolperte er den Wegrand hinunter über den Straßengraben, vorsichtig tastete er mit den Händen den Grasboden ab, — der war ganz trocken, und es lag keine Gefahr nahe, sich einen Schnupfen zu holen. Befriedigt breitete er seinen Mantel, den er über dem Arm getragen, auf dem Wiesengrund aus und setzte sich. Nun wärmte ihm die Sonne den alten Rücken. — Es war doch schön hier. Luft und Licht . . . er atmete tief und andächtig.

Vor zwei Jahren ging er nicht mehr in das große Bankhaus in der Stadt. Sie brauchten ihn dort nicht mehr. Aber noch immer mußte er gegen ein Unbehagen kämpfen, wenn ihn das Wetter verlockte, am Wochentage querfeldein

zu spazieren. Doch hier war er ja mutterseelenallein, und niemand konnte an dem Müßiggänger Anstoß nehmen.

Er hatte sich rücklings zur Landstraße niedergelassen mit dem Blick aufs Wasser. Aber die Augen gingen nicht in die Weite, sie blieben am Nahen haften. Neben ihm guckten, mit ganz kurzem Stiel noch, Gänseblümchen aus der Erde. Er strich über sie hin und hielt eins mit den Fingern fest. Scheu sah er sich um, ob auch keiner den alten Narren beobachtete. Da steckte er sich das Blümlein ins Knopfloch und lächelte fast übermütig vor sich hin. Er hielt weiter Umschau. Ungefähr zwanzig Schritte von ihm nach rechts stand ein steinernes Heiligenbild, verwittert und farblos, nur auf dem niedrigen Sockel glänzte silbrig ein loser Strauß Weidenkätzchen.

Der Alte überlegte, — waren sie nun eine Bitte, ein Dank, oder auch nur ein Gruß flüchtigen Gedenkens im Vorübergehen? Wenn er so an die letzten Jahre im Dienst dachte, als das ihm zugewiesene Arbeitsfeld immer bescheidener und einförmiger wurde, bis es eben eines Tages nichts mehr für ihn zu tun gab, — gerade da hatte so ein junges Mädchen neben ihm gearbeitet, so eins, das gar nicht für ein Bureau paßte, — mit frischen Farben und einem roten Mündchen. Ja, ja — so eine wird's wohl gewesen sein, die der lieben Heiligen die Weidenkätzchen zu Füßen legte.

Es duselte sich so schön in der warmen Stille. Was einem da alles wieder einfiel! So alt man wird, noch jedesmal ist der Frühling wieder ein Verführer. Ein kleiner Vogel setzte sich auf das Heiligenbild, wippte mit dem Schwänzchen, flatterte davon. War der wieder gekommen, oder zog es ihn noch weiter, unbeirrbar geleitet von einem Wegweiser, der in seinem Blute klopfte?

Der alte Herr horchte in sich hinein. Ach, da war wohl alles längst still geworden; aber früher, als man noch jung war — hatte man nicht zuweilen so ein Pochen in sich gespürt? Wie ein Weckruf war das, dem man folgen mußte. — Er stützte sich auf die Ellbogen und streckte sich aus.

Ja, war man das wirklich eigentlich selber gewesen, — der junge Bursch, der mit der Liebsten am Arm im Abenddämmern stiller Gassen Pläne schmiedete, eine Welt hinter den Bergen verheißend? Wie bald schon waren die Zweifel erwacht, machten an der Berufung irre, machten ihn blind und taub gegen die Stimme des Innern. Nichts erfüllte sich. — Ein Stoßgebet sandte man zu den lieben Heiligen hinauf, redete sich ein, sie würden sich eigens für uns herab bemühen, um mit ihren linden Händen die Wunden zu heilen, die unsere Kurzsichtigkeit schlug.

Der Kopf sank ihm vornüber, er nickte ein . . . Ein Räderrollen ließ ihn auffahren und sich erschrocken die Augen reiben. Sein verdutztes Aussehen war Anlaß genug für das junge Volk, das oben auf der Landstraße im offenen Kremser vorüber rollte, laut und herzhaft zu lachen.

Dem alten Mann tat das weh; er schämte sich, Anlaß zum Spott zu geben. Bedrückt strich er Rock und Hose glatt. „Sie sind in den Nähten doch recht glänzend!“ gestand er sich seufzend. „Hier im Hellen wird man's erst gewahr.“

Noch einmal guckte er in der Runde herum und nickte dem steinernen Standbild zu. Dann machte er sich auf den Heimweg. Nicht mehr gekränkt, nur müde dachte er unterwegs: „Es wird halt immer so bleiben, daß die Jungen über einen alten, verschlafenen Mann lachen und nicht daran denken, wie er sich freuen würde, wenn sie ihm freundlich zuwinkten.“

Tragödie am Baikal.

Eine sibirische Erinnerung von **Joseph M. Velter.**

Nun waren wir nach mancherlei Irrfahrten doch am Baikal angekommen, wo wir auf Ringelrobben jagen und ihr Leben näher studieren wollten. Der Sommer war längst vorüber. Schon als wir an den klaren, pfeilschnell fließenden Wassern der reißenden Angara fischten, hatten die ersten Schneestürme eingesetzt. Nun war es vollends Winter geworden.

An der Westseite des wilden Baikal, am Fuße der riesigen Gebirgszüge, zwischen denen sich höchstens ein verlorenes Aussätzigendorf findet, stand unser Winterzelt wie eine kleine Burg aus Eis und Schnee, durch die Berge gegen den Wind geschützt. Noch war der endlose See frei von Eis. Wir waren im November. Der Baikal friert erst zu, wenn längst alle Flüsse und Ströme tief vereist sind, selten vor Anfang Dezember.

So lag das Wasser in unerhörter Klarheit vor uns. Von unserer Lotka aus konnten wir in Ufernähe viele Meter tief den Grund betrachten, und oft genug sahen wir über dem helleren Boden die dunklen Rücken großer Fische ziehen.

Bald aber sinkt der Boden in grundlose Tiefen. Der Baikal ist der tiefste Binnensee der Erde. Bis zu 1775 Meter Tiefe hat man gemessen, und dort unten lebt aus Urzeiten her, da noch der See mit dem Meere verbunden war, eine reiche Tiefseefauna. Auch unsere Ringelrobben sind Überreste aus jenen verschollenen Tagen, seltsam genug, da der Baikal das Salz längst abgegeben hat und ein ausgesprochener Süßwassersee geworden ist.

Von seinem Fischreichtum macht man sich kaum einen Begriff, auch kaum von der Größe der Fische, die er in seinen unergründlichen Tiefen beherbergt. Wir fingen im späten Januar beispielsweise einen Riesen, der mehr als zwanzig Pud Kaviar, das sind etwa sechseinhalb Zentner, lieferte. Und derartige Fangergebnisse sind durchaus nichts Seltenes. Kein Wunder, daß der sibirische Fischer das Swatoje More, das „Heilige Meer“, in zahllosen Liedern besingt und es wie eine lebenspendende, dabei aber doch furchtbare und drohende Gottheit verehrt.

Denn furchtbar ist der Baikal. Wehe den Fischern, die im Sommer draußen sind, wenn plötzlich auftretende Stürme die klaren Wasser zu einem einzigen kochenden Gischt verwandeln. Wehe auch den Schlittengespannen, die im Winter, wenn eine viele Meter starke Eisdecke sich über die endlose Fläche spannt, sich verirren oder in die oft über Nacht entstehenden klaffenden Eisspalten geraten und lautlos in den eisigen Fluten versinken.

Man darf sich den vereisten Baikal nicht als eine ebene Fläche vorstellen. Oft, wenn die erste Eisdecke schon fest darüberliegt, erwacht der See und wirft sich wie ein gefesseltes Tier dagegen. Mit ungeheurem Donner birst das Eis und wird in schweren Schollen übereinander getürmt. Allmählich aber siegt die Winterkälte. Dann gibt es zwischen den Schollen und Blöcken Wege, von den Sibiriaken durch Fichten und Birkenstämmchen gekennzeichnet. Der erste Schlitten, der zu einem Dorfe jenseits der weißen Wüste fährt, nimmt eine Ladung Stämme mit und pflanzt sie in größeren Abständen ein, die nächsten Schlitten folgen in gleicher Weise, und bald ist, wenigstens im dichter bevölkerten südlichen Baikaldistrikt, der See abgesteckt. Jetzt weiß der Jäger, Bauer oder Fischer: die Birkenstraße führt nach jenem Dorf, die Fichten aber weisen den Weg in ein anderes, und nun beginnt ein mehr oder weniger lebhafter Verkehr.

Dann geschieht es, daß tagsüber oder nachts der See, von innen aufgewühlt, gegen die ungeheure Decke drückt und klaffende Risse, oft mehrere Meter breit, die Pfade auseinanderreißen. Das gibt jeder nächtlichen Fahrt in der bedrückenden, schweigenden Öde dieser Eis- und Schneewüste etwas Beängstigendes und unvergeßlich Schauerliches. Ich wenigstens bin ein gewisses Grauen nie losgeworden, wenn wir nächtens über den See kamen. Ein gut Teil Schuld daran trug ein Bahnwärter, bei dem wir in der Nähe von Listwinitschnoje einmal in einer entlegenen Hütte übernachteten. Er erzählte uns von einer Tragödie, von der meines Wissens in Europa nie etwas bekannt geworden ist.

Es war im russisch-japanischen Kriege. Damals ging die transsibirische Bahn noch nicht um die Südspitze des Baikal herum. Die Truppen verließen hinter Irkutsk die Bahn und marschierten in neun Tagen um den See, bis sie die Bahn jenseits wieder erreichten.

Der Januar hatte damals starken Frost gebracht, der Baikal war längst zugefroren. Pioniere erhielten den Auftrag, eine eingleisige Bahn über das Eis zu legen, und von Anfang Februar an trug der See auf seinem Rücken geduldig die fauchenden Lokomotiven und die endlose Kette der Transportwagen. Die Soldaten jubelten, denn nun war ihnen der gefürchtete Marsch um den südlichen Baikal erspart.

Gefahr gab es keine. Was hätte geschehen können? Das Eis war mehrere Meter dick und stahlhart; in Abständen von je einem Werst standen kleine Wärterhäuser, die, durch Telephon miteinander verbunden, alle zwei Stunden sich meldeten und jede Unregelmäßigkeit weitergaben. Doch nichts geschah. Zug auf Zug rollte vorüber.

Da blieb eines Nachts der Telephonruf aus. Unser Bahnwärter hatte eben einen Zug durchgelassen, Infanteristen, die eng aneinandergepfercht in ihren Viehwagen schliefen.

Der Wärter klingelte zurück und meldete, daß von vorn keine Antwort mehr käme. Gut, man würde den nächsten Zug vorläufig nicht ablassen. Wahrscheinlich sei nur die Verbindung gestört. Es werde sofort nachgeprüft werden.

Eine Stunde später kam ein Pionieroffizier mit einem Mann auf einer Dräsine. Der Wärter erstattete Bericht. Ach was! Der Kerl werde wohl betrunken sein. Lachend wandte sich der Offizier ab. Bald rollte die Dräsine wieder in die Nacht hinein. Vor ihr her leuchtete grell der Kegel ihrer Azetylenlampe.

Eine halbe Stunde verrann. War wirklich nur die Verbindung gestört? Oder sollten Wölfe das Wärterhaus heimgesucht haben? Kaum, denn die Bestien gehen nur höchst

ungern aufs Eis. (Ich selbst habe nie einen Wolf gesehen, der einen noch so fest vereisten Fluß überquert hätte.)

Endlich kam die Dräsine zurück. Der junge Pionier war kreideweiß. Seine Augen waren aufgerissen und verstört wie die eines Irren.

„Kommen Sie!" sagte er nur kurz und befahl dem Wärter, auf das Fahrzeug zu steigen. Der wußte genug.

Anderntags, als die Meldungen von drüben endlich vorlagen, wurde das Furchtbare Gewißheit. Zwei der endlosen Transportzüge, voll von vertrauenden, schlafenden Menschen, hatte der See eingeschluckt. Mehr als zweitausend Opfer waren versunken in den eisigen, schwarzen Fluten, mit Maschine und Wagen, und niemand hatte etwas von der grauenvollen Tragödie gehört, keinen Laut, keinen Schrei.

Als man am Nachmittage die Unglücksstelle aufsuchte, fand man die Einbruchsstelle schon wieder mit neuem Eis überzogen, zwischen dem sich die schweren Schollen des Brucheises in wildem Durcheinander türmten. Von den Zügen war keine Spur mehr. Die zerrissenen und verbogenen Schienenstränge sagten das übrige.

Das ist der Baikal. An hellen Sommertagen paradiesisch schön, aber tückisch und furchtbar, wenn seine Stürme kommen, sei es Sommer oder Winter.

Eine merkwürdige Zugverspätung.

Am 6. September 1906 verließ ein Zug, bestehend aus einer Lokomotive und vier vollbesetzten Personenwagen, die Ortschaft Beaumond in Texas in Richtung Porto Bolivar. Unterwegs wurde der Zug, als er sich High Island näherte, von einer verheerenden Sturmflut, die im Handumdrehen das dortige Küstengebiet überschwemmte, überrascht. Unglücklicherweise verlief die Bahnlinie hart an der Küste. Während nun der Zug wie durch ein Wunder von den Wassermengen fast verschont blieb und gewissermaßen auf einer Insel festlag, wurde das Land vor und hinter dem Zuge in etwa 10 Kilometer Umkreis völlig unter Wasser gesetzt. Als das Wasser etwas zu sinken begann, durchwateten die unversehrt gebliebenen Fahrgäste mit einiger Mühe das Überschwemmungsgebiet und brachten sich in Porto Bolivar in Sicherheit. Der Zug aber blieb in der Einöde stehen. Die Eisenbahngesellschaft hatte ihn aufgegeben, so kümmerte sich niemand darum. Einsam stand er am selben Fleck, sieben volle Jahre lang. Und wenn diesem verlassenen Zuge so etwas wie eine Seele innewohnte, mögen seine Empfindungen etwa denen des tapferen Ritters Archibald Douglas geglichen haben, den Theodor Fontane in seiner bekannten Ballade klagen läßt: „Ich hab' es getragen sieben Jahr, ich kann es nicht tragen mehr . . ." Genug, der famosen Eisenbahngesellschaft mußte endlich doch das Gewissen geschlagen haben, denn sie begann, die vernachlässigte Bahnstrecke wieder in Betrieb zu nehmen. Endlich waren auch die Aufräumungs- und Ausbesserungsarbeiten an der Unfallstelle so weit gediehen, daß die Gesellschaft daran denken konnte, den Zug nach Porto Bolivar zu leiten, nachdem der ehemalige Lokomotivführer an seiner alten Maschine die letzten Reparaturen vorgenommen hatte. Die Eisenbahngesellschaft hatte für diese Triumphfahrt neben etlichen Ehrengästen noch eine Reihe der damaligen Fahrgäste eingeladen. Die Einfahrt des Zuges in Porto Bolivar erfolgte dann unter dem Jubel der gesamten Einwohnerschaft. Die übliche Verspätungstafel auf dem Bahnsteig meldete lakonisch: „Der am 6. September 1906 in Beaumond fahrplanmäßig abgelassene Zug wird voraussichtlich mit sieben Jahren Verspätung eintreffen." Erst vor einiger Zeit gelangte die Kenntnis von diesem Schildbürgerstreich in die große Öffentlichkeit. Auch in der Neuen Welt geschehen, wie man sieht, noch Zeichen und Wunder.

Die nebelige Seereise.

Erdkunde ist immer eine schwache Seite der Franzosen gewesen, und das günstige Ende des Weltkrieges hat daran anscheinend nichts geändert. Das zeigte eindringlich eine Prüfung für mittlere Postbeamte, die kürzlich in Bordeaux abgehalten wurde und in Erdkunde mit einem kläglichen Durchfall endete. Die aus dem praktischen Leben gegriffene schriftliche Aufgabe lautete: „Sie reisen zu Schiff von Bordeaux nach Nantes und fahren so nahe an der Küste, daß Sie alle Städte und Flußmündungen erkennen können. Was sehen Sie?" Die meisten Prüflinge hatten aufs Geratewohl Flüsse und Städte durcheinander gemengt, wieder durchgestrichen und neue Namen hingesetzt in der Meinung, auf eine Hand voll Noten käme es nicht an. Nur einer, der wahrscheinlich seines Nichts durchbohrendes Gefühl am deutlichsten empfand, gab eine kurze aber sauber geschriebene Arbeit ab. Wie erstaunte aber der Prüfungsausschuß, als er über die Seereise des hoffnungsvollen Anwärters folgendes las: „Kaum hatten wir die Mündung der Garonne verlassen, deren Ufer sich immer mehr den Blicken entzogen, als sich ein dichter Nebel auf das Meer senkte, der jede Aussicht benahm. Schauerlich tönte das Nebelhorn durch die graue Wand, die uns umgab. Nur mit Mühe fand der Kapitän die Mündung der Loire, und erst als wir uns Nantes näherten, fegte ein frischer Landwind den lästigen Nebel in die See hinaus." Statt nun die Findigkeit und Geistesgegenwart des Prüflings zu bewundern, der vielleicht berufen war, dem französischen Postwesen ganz neue Wege zu weisen, ließ der kurzsichtige und rückständige Ausschuß ihn durchfallen. Und da sage noch einer, daß die Neuzeit sich bemüht, in der Jugend das kommende Genie zu entdecken!

Bunte Chronik

* **Chinesische Höflichkeit.** Die Höflichkeit gehört bekanntlich zu den typischen Charaktereigenschaften der Chinesen. Gegenüber den Formen, die er im Umgang mit den Menschen bewahrt, ist das Benehmen selbst des galantesten Europäers grob und ungeschlacht. Eine hübsche Illustration dazu gibt ein Brief eines Chinesen, den ein Blatt kürzlich veröffentlicht hat, dessen Verfasser sich darin an einen, übrigens gänzlich unbekannten, Schriftsteller wendet, dem er ein von ihm eingesandtes, nicht verwendbares Manuskript zurücksandte. Es heißt darin: „Erlauchtester Bruder der Sonne und des Mondes, ich neige mich tief vor Dir, küsse die Erde vor Deinen Füßen und erbitte von Deiner Gunst die Erlaubnis, reden und sprechen zu dürfen. Der strahlende Glanz, der von Deiner kostbaren Handschrift ausgeht, hat unsere Augen und unseren Geist geblendet. Wir haben die Arbeit mit Begeisterung gelesen. Nie ist es uns begegnet, ein Werk zu lesen und zu prüfen, das dem Deinen in bezug auf die Ausblicke, die Ausdehnung und die Tiefe Deiner Gedanken zu vergleichen wäre. Wollten wir es veröffentlichen, so würden wir damit ein unvergleichliches Vorbild aufstellen, und wir würden deshalb unseren Lesern niemals mehr andere Werke bieten können, die ja doch hinter den Deinigen zurückbleiben müßten. Aus diesem Grunde schicken wir Dir in zitternder Erregung Dein Manuskript im Namen der gesamten Redaktion zurück, die in Dir für alle Zeiten ihren Herrn und Gebieter sieht und bewundert."

* **Der Rundfunk als Parkwächter.** Eine originelle Maßnahme zur Bekämpfung der Unsitte, Parkanlagen durch weggeworfene Papiere und andere Abfälle zu verunreinigen, hat die Stadt Sydney in Australien getroffen. Sie hat, ebenso wie leider auch in Polen, die Erfahrung gemacht, daß Anschlagtafeln mit Verboten keinen Erfolg haben. Um ihre Parkanlagen, namentlich diejenigen in der Nähe des Hafens, die eine besondere Zierde der Stadt bilden, sauber zu halten, hat die findige Stadtverwaltung an geeigneter Stelle im Park einen Lautsprecher aufstellen lassen, der in kurzen Zeitabständen die Besucher der Parkanlagen daran erinnert, daß diese ihnen gehören und deshalb auch von ihnen in Ordnung gehalten werden müssen. Die Ermahnung dieses sonderbaren Parkwächters endet mit der Aufforderung, jedermann solle sich in den öffentlichen Anlagen ebenso verhalten, wie er es in seinem eigenen Garten tun würde.

*

* **Der Blitz aus heiterem Himmel.** In amerikanischen Fachzeitschriften bestätigen hervorragende Meteorologen das Sprichwort vom Blitz aus dem heiteren Himmel. Es könne sehr leicht geschehen, daß Böen, die sich nicht direkt über uns bilden oder vorüberziehen, große Mengen Elektrizität mit sich führen, die sich dann plötzlich bei einem blauen Himmel über uns blitzartig entlädt. Diese Blitze gehen dann nicht in senkrechter Richtung, sondern schief zur Erde nieder und vervollständigen somit das Bild vom Blitz aus dem heiteren Himmel.

*

* **Die Rottanne im Gletscher.** Eine Expedition der kanadischen Regierung entdeckte im Gletschergebiet von Moska eine Rottanne, die mit dem zurückgehenden Gletscher freigelegt worden war und deren Alter auf einige hunderttausend Jahre geschätzt wird. Die Tanne war, wie sich aus den Jahresringen berechnen ließ, 124 Jahre alt, als sie vom Gletscher überzogen wurde.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.